

## Auf See

(Übersetzung von [Hedda Eulenberg](#), Erstveröffentlichung 1901 bei Reclam/Leipzig © [Thomas Eulenberg](#) 1999)

Man las neulich in den Zeitungen:

„Boulogne-sur-Mer, 22. Januar. Man schreibt uns: „ Ein furchtbares Unglück versetzte unsere ganze, seit zwei Jahren ununterbrochen geprüfte, schiffahrende Bevölkerung in große Bestürzung. Das von seinem Besitzer Javel befehligte Fischerboot wurde, als es in den Hafen einlaufen wollte, nach Osten geworfen und ist an den Wellenbrechern des Hafendamms zerschellt. Trotz angestrengtester Rettungsversuche mit dem Rettungsboot und mit Rettungsraketen sind vier Männer und der Schiffsjunge in den Fluten umgekommen. Das schlechte Wetter hält an. Man befürchtet neues Unheil.“

Wer ist dieser Besitzer Javel? Ist er der Bruder des Einarmigen?

Wenn dieser arme, mit den Trümmern seines zerschellten Bootes Untergegangene der Mann ist, an den ich denke, so war er schon vor achtzehn Jahren einmal Zeuge eines anderen Dramas, das eben so schrecklich und einfach verlief wie all die furchtbaren Ereignisse auf den Fluten.

Der ältere Javel war damals Eigentümer eines Kutters.

Der Fischkutter ist bekanntlich das Fischerboot par excellence. Solide genug, um kein Wetter fürchten zu müssen, rundbäuchig, ohne Unterlass wie ein Pflöfen umher gewirbelt, immer obenauf, unablässig von den rauhen, salzigen Winden des Kanals gepeitscht, durchkreuzt er mit geschwellten Segeln unermüdlich das Meer und zieht querabtreibend ein großes Netz mit sich, das den Boden des Ozeans entlang schleift und die platt auf dem Grunde liegenden Fische, die Krabben und die Hummern mit den spitzen Barten aufammelt.

Wenn die Brise frisch ist und die Wellen kurz gehen, beginnt man mit dem Fischfang. Das Netz ist an der ganzen Länge eines großen eisenbeschlagenen Holzstammes befestigt, der mittels zweier glatter Tauen hinabgelassen wird, die auf an beiden Enden des Bootes angebrachten Winden laufen. Es zieht nun, vom Wind und der Strömung getrieben, diesen Apparat nach sich, der den Boden des Meeres durchfurcht und entvölkert.

Javel hatte seinen jüngeren Bruder, vier Männer und einen Schiffsjungen an Bord. Er war bei schönem hellem Wetter von Boulogne abgesegelt, um das Netz auszuwerfen.

Bald erhob sich jedoch ein Wind, schwoll zum Sturm an und zwang die Fischer, vor ihm zu fliehen. Sie erreichten die englische Küste, doch machte die Wut der Wogen die Einfahrt in einen Hafen unmöglich. Das kleine Boot begab sich auf die offene See zurück und befand sich bald wieder an der französischen Küste. Der Sturm jedoch hatte nicht nachgelassen, hüllte alle Zufluchtsorte und Anlegepunkte in Schaum, Tumult und Gefahr.

Das Fahrzeug wandte sich also von neuem, um sich weiter von den Wogen umherwerfen und stoßen, von Wassergüssen peitschen zu lassen, der hohen See zu, beinahe schon an dieses schlechte Wetter gewöhnt, das es oft zwang, fünf bis sechs Tage zwischen den beiden Nachbarländern umherzuirren, ohne an dem einen oder dem anderen anlanden zu können.

Als es sich nun zum drittenmal auf offener See befand, legte sich der Sturm, und obgleich die Wellen noch stark gingen, befahl Javel das Netz auszuwerfen.

Der grobe Apparat wurde also über Bord geworfen, und vier Männer, zwei vorne und zwei hinten, begannen die Tampen, die an jeder Seite das schwere Netz mit dem eisenbeschlagenen Baumstamm hielten, von den Winden, auf die sie aufgewickelt waren, hinabzulassen. Plötzlich erreichte es den Boden; eine starke Welle jedoch ließ das Boot krängen, wodurch Javel der Jüngere, der mitgeholfen, den vorderen Tampen hinunter zu winden, stolperte, und sein Arm geriet dabei zwischen das Tau, das der Stoß einen Augenblick lang hatte erschlaffen lassen, und das Holz, auf dem es lag. Er machte eine verzweifelte Anstrengung, das Tau mit der anderen Hand aufzuheben, doch das Netz unten schleppte schon und gab nicht mehr nach.

Von Schmerz gefoltet schrie er. Alle stürzten herbei, ergriffen das Tau, suchten das Glied, das es zermahlte, zu befreien. Es war vergeblich. „Muss durchgeschnitten werden“, sagte einer der Matrosen und zog ein großes Messer aus der Tasche, das mit zwei Schnitten den Arm gerettet hätte.

Aber schneiden hieß das Schleppnetz verlieren, und das war Geld wert, viel Geld, fünfzehnhundert Francs, und gehörte dem älteren Javel, der sehr auf sein Eigentum bedacht war.

Er schrie denn auch jetzt angstvoll: „Nein, schneide nicht durch, warte noch, ich will anluven“, und er lief zum Steuer und warf es herum.

Das Boot gehorchte kaum, zu einer derartigen Bewegung durch das Netz unfähig gemacht und von der Gewalt der Wogen und des Windes gewaltig vorwärts gedrängt.

Javel der Jüngere war auf die Knie gefallen, seine Zähne pressten sich zusammen, die Augen traten ihm aus dem Kopfe. Er sagte nichts. Sein Bruder kam wieder, fürchtete, nun werde einer der Matrosen das Tau doch durchschneiden, und rief nochmals: „Wartet, wartet, schneidet nicht, ich will Anker werfen.“

Der Anker wurde hinuntergelassen, das Boot konnte ein wenig drehen, endlich lockerte sich das furchtbare Tau um ein Geringes, und man konnte den leblosen Arm in dem blutigen Ärmel hervorziehen.

Der jüngere Javel schien von Sinnen zu sein. Man zog ihm die Jacke aus und sah etwas Fürchterliches -ein gänzlich zerquetschtes Stück Fleisch, aus dem das Blut in Stößen herausquoll. Da blickte der Mann seinen Arm an und murmelte: „Futsch!“

Als das Blut jedoch einen wahren See auf dem Verdeck des Bootes bildete, rief einer der Leute: „Er läuft ja ganz aus, man muss ihm die Ader abbinden!“

Und sie nahmen eine Schnur, eine grobe, braune, geteerte Schnur, schlangen sie über der Wunde um das zerquetschte Glied, zogen sie mit aller Kraft zusammen und verknoteten sie. Der Blutstrom verminderte sich und hörte endlich ganz auf.

Javel erhob sich, sein Arm hing an seiner Seite herab. Er fasste ihn mit der anderen Hand, hob ihn in die Höhe, wandte ihn um, schüttelte ihn. Alles war gebrochen, die Knochen zersplittert. Nur die Muskeln hielten dies Stück noch mit seinem Körper zusammen. Er betrachtete es nachdenklich mit trüben, erstorbenen Augen, Dann setzte er sich auf ein zusammengefaltetes Segel nieder. Seine Kameraden rieten ihm, die Wunde unablässig zu befeuchten, um den Brand zu verhüten.

Man stellte einen Eimer neben ihn, und alle Augenblicke schöpfte er mit einem Glase und ließ ein Streifchen klares Wasser über die furchtbare Wunde laufen.

„Du legtest dich besser unten hin“, meinte sein Bruder. Er stieg hinab, kam aber nach einer Stunde wieder nach oben, da er nicht so ganz allein sein mochte. Auch war er lieber in der frischen Luft. Er setzte sich auf das Segel und badete von neuem seinen Arm.

Der Fang war gut. Die großen Fische mit den weißen Bäuchen lagen neben ihm und zuckten im Todeskampfe. Er betrachtete sie, ohne einen Augenblick mit dem Benetzen seines zermalmtten Gliedes innezuhalten.

Als man nach Boulogne zurück wollte, brach ein neuer Sturm los; und das kleine Boot wurde wieder wie toll hin und her geworfen und weiter in die See hineingejagt und der arme Verwundete an Bord ohne Unterlass herumgestoßen.

Es wurde Nacht; das Wetter blieb stürmisch bis zum Morgengrauen. Als die Sonne aufging, erblickte man die englische Küste wieder, da das Meer sich jedoch ein wenig beruhigte, kreuzte man nach Frankreich zurück.

Gegen Abend rief Javel der Jüngere seine Kameraden und zeigte ihnen schwarze Stellen, schauerhafte Anzeichen der Verwesung auf dem Gliede, das ihm nicht mehr gehörte.

Die Fischer betrachteten sie und sagten ihre Meinung.

„Das könnte wohl der schwarze Brand sein“, sagte der eine.

„Man müsste Salzwasser drüber gießen“, erklärte ein anderer.

Man brachte also Salzwasser und goss es über die Wunde. Javel wurde totenbleich, knirschte mit den Zähnen, wand sich ein wenig, doch schrie er nicht.

Als das Brennen nachgelassen hatte, sagte er zu seinem Bruder: „Gib mir dein Messer.“ Der Bruder reichte es ihm hin.

„Halte mir einmal den Arm in die Höhe, ganz gerade, zieh mal dran.“

Dann begann er zu schneiden. Er schnitt langsam mit Bedacht die Sehnen mit der wie ein Rasiermesser scharfen Waffe durch und hatte bald statt des Armes nur noch einen Stumpf. Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Das war nötig. Ich war' sonst selber hin.“

Er schien erleichtert, atmete tief und fuhr fort, den Stumpf im Wasser zu baden.

Die Nacht war noch sehr bewegt, man konnte nicht ans Land.

Als der Tag kam, nahm Javel der Jüngere seinen abgeschnittenen Arm und untersuchte ihn lange genau. Die Verwesung war ohne Zweifel eingetreten. Auch die übrigen Fischer betrachteten ihn, reichten ihn von Hand zu Hand, wendeten ihn um, berochen ihn.

Sein Bruder sagte: „Das muss sofort über Bord geworfen werden.“

Aber der jüngere Javel wurde böse: „O nein, das will ich nicht. Er gehört mir, es war doch mein Arm!“

Er nahm ihn und legte ihn auf seine Knie.

„Er wird trotzdem verfaulen“, sagte der Ältere.

Da kam dem Verletzten ein Gedanke. Um die Fische frisch zu halten, wenn man lange auf See blieb, salzte man sie in Fässchen ein.

Er fragte: „Könnte ich ihn nicht auch in die Salzlauge legen?“

„Das ist wahr“, meinten die anderen.

Man leerte eins der vom gestrigen Fischfang schon gefüllten Fässchen und legte den Arm ganz auf dem Boden nieder, streute Salz darüber und packte die Fische wieder einen nach dem anderen darauf.

Einer der Kameraden machte den Scherz: „Hoffentlich wird das Tönnchen nicht verauktioniert.“

Alle lachten, die beiden Javel ausgenommen.

Es war noch immer stürmisch. Bis zum folgenden Tage um zehn Uhr war, obwohl man Boulogne sah, nicht an Anlegen zu denken. Der Verletzte goss unaufhörlich Wasser über seine Wunde.

Von Zeit zu Zeit stand er auf und ging von einem Ende des Bootes zum anderen.

Sein Bruder, der das Steuer hielt, blickte ihm nach und schüttelte den Kopf.

Endlich lief man in den Hafen ein.

Ein Arzt untersuchte die Wunde und erklärte, sie sei in gutem Zustande. Er legte einen Verband an und verordnete Ruhe. Javel wollte sich jedoch nicht zu Bett legen, ohne seinen Arm wieder zu haben, kehrte eilig nach dem Hafen zurück und suchte das Fässchen, das er mit einem Kreuz bezeichnet hatte.

Man leerte es, und er ergriff die in der Lauge wohlerhaltene, verrunzelte, doch frisch aussehende Gliedmaße, wickelte sie in ein zu diesem Zweck mitgenommenes Handtuch und begab sich wieder nach Hause.

Seine Frau und seine Kinder beguckten diesen Teil ihres Vaters recht eingehend, betasteten die Finger und entfernten die unter den Nägeln hängengebliebenen Salzkörnchen. Dann ließ man einen Tischler kommen, der zu einem kleinen Sarge Maß nahm.

Am folgenden Tag folgte die ganze Bemannung des Kutters dem Begräbnis. Die beiden Brüder gingen nebeneinander und waren in Trauer gekleidet. Der Küster des Kirchspiels trug den Sarg unter dem Arm.

Javel der Jüngere ging nicht mehr auf See. Er erhielt eine kleine Anstellung im Hafen, und wenn er später irgendjemandem seinen Unfall erzählte, vertraute er seinem Zuhörer wohl ganz leise an: „Wenn der Bruder damals das Netz hätte abschneiden lassen, hätt' ich heut noch meinen Arm. Aber er hing zu sehr an seinen Sachen.“